



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 52.

Wiesbaden, den 9. Mai 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Deutsche Art“, von R.-Abg. Franz Jesser. — „Eifersüchtige Männer“, von Afa. — „Eduard von Kesperling, zu seinem sechzigsten Geburtstag“, von Dr. Hans Bethge. — „Ein Kinderleben“, Erzählung von Sophie von Adelung. — „Mein Konzentrationslager“, von Dr. Joachim von Bülow. — „Das alte gnä' Bräun“, von Hanns Gissbert. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Lustige Ecke“.

Zum Geleite:

Der Krieg macht den Menschen wahrhaftiger in Haß und Liebe; die Soldaten, die sich schämen lernen als ein Volk von Brüdern, werden, heimgekehrt, mit einiger Geringschätzung die übertriebenen Schlagwörter des Parteilasses anhören. Ein junges Gefühl der Gemeinschaft, als ob wir alle ein großes Haus bildeten, wird diesem bewaffneten Volke auch dann noch bleiben, wenn der Haß und Stank der Alltäglichkeit wieder in seine Nische tritt.

Deutsche Art.

Von R.-Abg. Franz Jesser.

Mit einem aus Bewunderung und Neid gemischten Gefühl betrachtet das Ausland die Entwicklung des deutschen Volkes im Reiche. Es fühlt, daß hier eine geistige und kulturelle Macht heranwächst, die allen älteren Kulturen überlegen ist und die alle jüngeren in ihren Bann zwingen wird. Und da die äußere Form dieser deutschen Art nicht gewinnend ist, dennoch aber der Wettbewerb immer stärker fühlbar wird, so stehen die Massen der anderen Völker vor einem Rätsel: Ein Volk, dem niemand Zuneigung entgegenbringt, gewinnt überall Macht und Einfluß!

Das Rätsel ist für sie freilich schwer zu lösen. Denn ihnen fehlt das Verständnis für die deutsche Innerlichkeit. (Leider fehlt es auch einem Teile der Deutschösterreicher noch immer.) Diese Innerlichkeit ist nichts anderes als der Wille, jede Arbeit um der Sache willen zu tun. Sich ganz in die Arbeit hineinlegen, alle persönlichen Anlagen im Dienste der Lebensarbeit ausbilden. Eins werden mit der Sache ist deutsche Art.

Einst kam sie in der deutschen Kunst und Philosophie zu weltgeschichtlicher Wirkung, früher schon in der Religion, in der protestantischen so gut wie in der katholischen, denn auch der deutsche Katholizismus unterscheidet sich von dem romanischen durch die Innerlichkeit. Aber auch im Wirtschafts- und Gesellschaftsleben hatte sie schon einmal eine weltpolitische Bedeutung gehabt zur Zeit der Hanse, der Fugger und Welser, des deutschen Handwerks, der deutschen Bauernkolonisation, des deutschen Rechtes und deutschen Genossenschaftsgeistes in den ständischen Körperschaften des Mittelalters. Die deutsche Art von heute ist nur eine andere Form der Aeußerung des ewig gleichen deutschen Geistes.

Aus ihm quellen die Tugenden, die auch der feindliche Ausländer anerkennen muß: Die Gründlichkeit, die Gewissenhaftigkeit, der Fleiß und die Ordnung. Das Ausland

kann sie solange nicht nachahmen, solange es sich nicht in seinem innersten Wesen dem deutschen Wesen genähert hat.

Daß die Eigenschaften nützlich sind, genügt nicht, um ihnen auch eine dauernde Wirkung zu sichern. Es ist darum ein Beweis für die Unkenntnis des Auslandes, wenn man diese deutschen Eigenschaften als das Ergebnis eines rücksichtslosen Drills kennzeichnet. Diesen Drill meint man, wenn man draußen von dem deutschen Militarismus spricht, der jede Persönlichkeit erlöste und alles nach einer Schablone regle. Und doch läßt sich gerade an diesem Militarismus der Unterschied zwischen straffer Organisation und starrer Schablone feststellen.

Organisation ist die Form, die das Leben selbst gibt, die sich daher mit der Entwicklung verändert. Schablone ist die Form, in die das Leben gepreßt wird, die daher starr und unverändert bleibt. Sie tötet entweder das Leben oder wird von dem Leben gesprengt. Die Körperformen in der Natur sind Formen der Organisation, nicht der Schablone. Der deutsche Militarismus ist deshalb so leistungsfähig, weil er die zweckmäßigste militärische Organisation jener Eigenschaften ist, welche dem deutschen Wesen eigentümlich sind. Er ist darum nicht geistlos, er ist vielmehr befeelt.

Auch er ist ein Werk deutscher Innerlichkeit, so gut wie auf anderen Gebieten der Bund der Landwirte, die deutschen Gewerkschaften, die deutsche Seeschifffahrt, die Krupp und Höchst und wie die staatliche Form des Reiches selbst. Beseelte Organisation ist der Todfeind jeder Gleichmacherei. Ihre Kraft beruht ja gerade darin, daß jede besondere Anlage zum Vorteile der Gesamtheit ausgebildet wird. Jedermann an der richtigen Stelle, jedermann aber auch als verantwortlicher Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werke! Das wahre deutsche Ideal ist nicht ein Genußideal, sondern ein Arbeitsideal. Die moderne Wirtschaft mit

ihrer weitgehenden Arbeitseinteilung und dem reibungslosen Einander-in-die-Hande-arbeiten bietet der deutschen Art die beste Gelegenheit, ihre weltgeschichtliche Bedeutung zu beweisen.

Die Wirtschaft aber verändert den Gesellschaftsbau der Völker. Und es ist darum nicht zufällig, daß das deutsche Volk auch auf dem Felde sozialer Wohlfahrtsarbeit in vorbildlicher Weise tätig ist. Auch hier sucht es eifrig nach der zweckmäßigsten Form der gesellschaftlichen Organisation. Dieses ewige Suchen ist ein unterscheidendes Merkmal deutschen Wesens. Wir kommen nicht zur Ruhe, wir treten dem Auslande niemals als ein fertiges Volk entgegen, das man sicher klassifizieren kann. Das Volk der Dichter und Denker, der Grübler und Träumer wurde zu einem Volke der Krieger und Tatmenschen, ein gänzlich unpolitisches Volk wurde in wenigen Jahrzehnten zu einem weltpolitischen Volke. Wir sind die Unbekannten in der politischen Rechnung des Auslandes, die Kulturlosen für alle, die aus den äußeren Formen auf den Inhalt schließen. In der Tat! Es ist auch für Deutsche unendlich schwer, zum Kerne deutschen Wesens vorzudringen. Die ungerechte Verurteilung des deutschen Volkes durch das Ausland ist viel weniger von der Böswilligkeit, vom Neide oder von der Furcht eingegeben, als von der Unkenntnis der Innerlichkeit unserer Art. Und um die Proteusnatur unseres Volkes zu vollenden, treten die einzelnen deutschen Stämme in verschiedener äußerer Form vor die Augen des ausländischen Beobachters!

Ihm scheint es, als gebe es keine gemeindeutsche Kultur der Massen, sondern nur Stammeskulturen, bayerische, rheinische, preussische, hamburgische, österreichische. Es ist darum gar nicht so seltsam, daß gebildete Ausländer im Namen des Nationalitätenprinzips die Vernichtung des Deutschen Reiches fordern — erhält dadurch doch die bayerische, hannöversische, die sächsische und rheinische Nation ihre Befreiung vom Joche der preussischen Nation. Erst dieser Krieg hat dem Auslande gelehrt, daß die deutschen Stämme im Reiche längst das geworden sind, was die anderen Völker als Nation ansehen — eine Staatsnation, die nicht nur durch die Bande der Sprache, sondern auch durch die staatliche Gemeinschaft, durch die Schicksalsgemeinschaft zusammengehalten wird. In diesem Sinne sind wir eine junge Nation und ein junges Kulturvolk; denn jung ist jener Teil unserer Kultur, welche aus der staatlichen Gemeinschaft hervorgeht. Das gleiche Recht, die gleiche Verwaltung, die gemeinsame Wirtschaft, die gemeinsamen politischen Interessen rufen gleiche Lebensformen der Massen hervor. Diese Entwicklung ist in älteren Einheitsstaaten weiter gediehen als in Deutschland. Die Völker dieser Staaten besitzen daher längst feste, unveränderliche äußere Formen der Kultur, die jedem Volksangehörigen einen festen Halt geben. Ihnen droht aber die Gefahr, diese Formen als das Ziel der Entwicklung anzusehen und ihnen ihr Wesen anzupassen; die Kulturform wird dann zur Kulturschablone.

Dieses Schicksal droht auch dem deutschen Volke, wenn es seine Innerlichkeit verliert. Auch wir sollen zu festen äußeren Formen unserer Kultur gelangen, wir dürfen sie aber nicht als das Wesentliche ansehen. Gegen diesen Grundsatz ist vor dem Kriege arg gesündigt worden. Bald hat man uns die „Schneidigkeit“ mit dem Typus des Leutnants als deutsche Kulturform angepriesen, bald die Engländerei mit dem Typus des Sportmenschen, bald die müde Dekadenz mit ihrer Gefühlspalterei, bald den ästhetischen Genuß mit der Anbetung des künstlerischen Stils, im Kratzeisen so gut wie im Nachthemd, bald auch ein angeblich deutsches Naturburschentum.

Der Krieg fördert den Wert unserer Innerlichkeit zutage, er zwingt das Ausland, andere Maßstäbe an uns zu legen als die üblichen, sich selbst zu ändern, um uns gewachsen zu sein. Der Spott über den schlecht gekleideten deutschen Reisenden wird nicht verstummen, der Aerger über die laute Rücksichtslosigkeit vieler Volksgenossen wird sich auch künftig Luft machen — unterschätzen aber wird man unsere Art nicht mehr, weil man die blutige Lehre erhalten

hat, daß ein Volk ebensowenig nach seinem Äußeren beurteilt werden darf wie der Mensch.

Wir haben daher keinen Grund, uns in unserem inneren Wesen zu ändern; wohl aber müssen wir uns bemühen, unsere Kulturformen mit ihm in Übereinstimmung zu bringen. Wir tragen noch allerlei Unarten als Erbe jener Zeit an uns, als wir fast unvermittelt in die Welt-politik und Weltwirtschaft gestoßen wurden. Dieser schroffe Uebergang aus Kleinlichen in große Verhältnisse hat einerseits nicht alle Reste eines Philistertums abstoßen können, andererseits nicht verhindern können, daß wir Eigenschaften der Emporkömmlinge angenommen haben. Weil die Welt an unserem Werte zweifelte, haben wir nur zu oft aufgetrumpft und uns die gebührende Beachtung erzwingen wollen. Wir wollten „bemerkt“ werden und haben unseren Reichtum zur Schau getragen. Wir glaubten selbstbewußt zu sein und haben mit diesem Gehaben doch nur den inneren Zweifel an uns selbst zum Schweigen bringen wollen. Dieses Auftrumpfen hat daher nicht gehindert, daß zahllose Deutsche um des persönlichen Vorteils willen ihr angeblich so wertvolles und überlegenes Volkstum aufgeben oder doch fremde Sitten slavisch nachgeäfft haben. Diese Zwiespältigkeit hat uns den Vorwurf der Heuchelei zugezogen. Wir müssen daher scheinen, was wir innerlich sind: schlicht, aber echt und wahr, zurückhaltend in unserem Gehaben, aber hilfsbereit, ordnungsliebend, aber nicht pedantisch, scharf beobachtend, aber nicht absprechend, lernbegierig, aber nicht dreist, unbefangen, aber nicht lärmend. Wir brauchen mehr Sonne in unserem Leben, mehr völkisches Gemeinschaftsleben statt der Kastengefelligkeit, reichere Gliederung unseres Alltags durch Sitte und Brauch, wie sie sich aus der modernen Pflege des Körpers, des Geistes und Gemütes in der Familie, in der Gesellschaft und in der Gemeinde herausbilden lassen. Einige Schlagworte genügen zur Kennzeichnung: Wandern, Turnen und Spielen, Volksbildung, Volkserhaltung, regere Pflege der Familiengeselligkeit.

Die Ansätze zur Reform unserer deutschen Lebensart waren schon vor dem Kriege festzustellen. Das ist ein Beweis dafür, daß vor allem die Jugend die Wertlosigkeit vieler Gewohnheiten erkannte, die von der älteren Generation noch als Merkmal deutscher Kultureigenart verehrt wurden. Der Krieg hat ihr recht gegeben. Er hat mit zahllosen Ueberlieferungen und Vorurteilen aufgeräumt, mit politischen, sozialen und nationalen. Er hat einer idealistischen, heroischen Auffassung des Lebens zum Siege verholfen, die das ganze Volk verjüngt.*

* Unter der gleichen Ueberschrift macht R.-Abg. Franz Jesser in der Zeitschrift „Deutsch-Österreich“ Wien höchst bemerkenswerte Ausführungen, denen wir obige Gedankengänge über die deutsche Art entnehmen.



Eifersüchtige Männer.

Von A. A.

Vor mir liegt eine Erinnerung aus meiner Kindheit — mein Poesiealbum, in das junge Freunde ihre Freundschaftsbeteuerungen und alte Freunde Lebensweisheiten eintrugen; die ersten erfüllten mich damals mit Genugtuung, die anderen langweilten mich.

Ich blätterte in dem kleinen, schmalen Buch und fand von einer zierlichen Frauenhand diese Worte:

„Denn wo die Liebe erwacht,
Stirbt das Ich, der dunkle Despot.
Du, laß ihn sterben in der Nacht
Und atme frei im Morgenrot.“

Dies schrieb die Jugendfreundin meiner Mutter in mein Album und als sie es mir übergab, fügte sie hinzu: „Wenn Männer eifersüchtig werden, trifft in den meisten Fällen die Frau die Schuld; jedenfalls ist der Beweis erbracht, daß sie es nicht verstanden hat, das Vertrauen ihres Mannes zu erringen.“

So wenig ich damals diese Worte begriff, so sehr ging mir im späteren Leben das Verständnis dafür auf. Gewiß, wo das

Vertrauen fehlt, da fehlt dem Kranz der Liebe seine schönste Blüte. Es heißt der Frau nichts aufbürden und setzt sie nicht herunter, wenn man von ihr verlangt, daß sie am meisten dazu beitragen soll, diese Blüte zur Entfaltung zu bringen. Ehe man über Eifersucht schreibt, muß man das Wesen der Liebe klarlegen. Nun, die Liebe — einerlei, von welchem Farbenstrahl ihres wundervollen Prismas die Rede ist — bleibt das Grundgesetz der Welt, und sie trägt alles, sie duldet, hofft und glaubt alles, sie sucht nicht das ihre. Wir alle kennen diese einfachen Sätze, denken nur zu selten an sie. Eine ganz unausbleibliche Gefährtin der Liebe ist die Gerechtigkeit. Wenn diese beiden einen Bund beschirmen, dann kommen häßliche Leidenschaften nicht auf — und die Eifersucht ist eine sehr häßliche Leidenschaft.

Je heftiger und stärker die Temperamentsanlage eines Mannes ist, je greller und unangenehmer färbt sich seine Eifersucht. Der Choliker wird zur Waffe greifen, der Melancholiker wird sich in tiefstimmigem Gram verzehren. Sanguiniter und phlegmatische Leute nehmen die Angelegenheit auf die leichte Schulter — und gehen ihrer Wege. In allen Fällen ist die Frau übel dran — wenn sie nicht vernünftig genug ist — ruhig zu bleiben und durch Sanftmut und Geduld aufgeregte Wogen zu glätten sucht. Ein großer Unterschied besteht zwischen eifersüchtigen Männern und eifersüchtigen Frauen; er ist außerordentlich charakteristisch für das Wesen der beiden Geschlechter. Der Mann wendet seinen Groll gegen die Frau, die er untreu wähnt, die Frau verfolgt die Nebenbuhlerin mit ihrem Haß. Einen eifersüchtigen Mann so zu behandeln, daß sein Vertrauen wieder stark wird, die Harmonie zur Herrschaft gelangt, ist die größte Liebesmühe, die einer Frau auferlegt werden kann. Gelingt es ihr, dann ist sie Siegerin für alle Zeit. Denn das haben die Männer vor den Frauen voraus, sie sind dankbarer und stetiger in ihren Empfindungen und nicht kleinlich, wenn es sich um das Einsehen begangenen Unrechts handelt.

Es ist eine häßliche Art, die viele im übrigen gutartig veranlagte Frauen haben, durch kleine, aufreizende Koketterien niemals das Herz ihres Mannes zur Ruhe kommen zu lassen. Ich habe von ganz ernsthaften Frauen die Meinung vernehmen hören: „Ein Mann muß durch eine gewisse Eifersucht immer im Schwach gehalten werden — er darf sich nie sicher in meinem Besitz fühlen.“

Sollte das wirklich wahr sein? Gehört zum wahren Liebesglück jenes ewige Bangen und Bittern? Nicht doch — das ist eine Begleitererscheinung der Leidenschaft, die sich noch nicht abgeklärt hat. Jener alte Weise wußte, daß er recht hatte, als er schrieb: „Edle Freundschaft ist wie guter Wein, je älter, je milder. Das gilt auch für die Liebe. Es liegt viel, fast alles, in der Hand einer Frau. Eine gute und kluge Frau, die sich die Worte jener Matrone merkt: „Denn wo die Lieb' erwacht, stirbt das Ich, der dunkle Despot“, wird immer Herr über die Eifersucht ihres Mannes werden — vorausgesetzt natürlich, daß sie eine grundlose ist — und von solcher sollte in diesen Zeilen auch nur die Rede sein.



Eduard von Keyserling. Zu seinem sechzigsten Geburtstag.

Von Dr. Hans Bethge.

Am 15. Mai wird Eduard von Keyserling sechzig Jahre alt. Er gehört zu den Stillen im Lande, rauschende Erfolge sind ihm nicht beschieden gewesen, aber diejenigen, welche einmal den Weg zu seinen schönen, feinen Romanen und Novellen gefunden haben, verehren ihn um so inniger. Seine Begabung ist nicht vielseitig, aus seiner schwermütigen Harfe klingt eigentlich, in melodischen Variationen, immer wieder dasselbe Lied, — aber dieses, sein eigenes Lied, weiß er meisterlich zu spielen.

Keyserling ist ein Erzähler vornehmen Schlages, ein beschwingter Plauderton weht in seinen Büchern, — und dieser Plauderton wird bei ihm zu novellistischer Kunst. Er gehört zu unseren kultiviertesten Erzählern und zwar zu jenen, die es verstehen, mit Grazie zu unterhalten. Er schreibt eine stimmungsschöne, gleichsam musikalische Prosa, über der fast immer ein wehmütiges Glänzen liegt. Er ist dabei durchaus das, was man einen Weltmann nennt, und betrachtet die Erscheinungen des Lebens unter dem Ge-

sichtswinkel des weltmännisch Erfahrenen und Wissenden. Typen der alten ländlichen Aristokratie schildert er am liebsten. Einfame Herrenhäuser im fernen deutschen Osten, meistens in Litauen oder in Masuren, und weite sommerliche Parks mit schattigen Alleen, in denen sehnsüchtige, schlanke, etwas müde Frauen wandeln, das ist der Kreis, den er bevorzugt. Er verfügt eigentlich nur über eine Note, aber diese beherrscht er glänzend.

Sein zuletzt erschienener Roman „Abendliche Häuser“ (bei S. Fischer in Berlin, wie alle seine Bücher) ist sein schönster und ganz und gar charakteristisch für ihn. Auch in diesem Buche sehen wir ländliche Schlösser im deutschen Osten, — „abendliche Häuser“, nennt er sie, weil sie von müden, absterbenden, abendlichen Adels-Familien bewohnt werden. Die Typen dieser alten Landaristokratie sind außerordentlich plastisch und sicher gezeichnet. Wir fühlen eine ganz unmittelbare Beziehung zu Keyserlings Menschen, es sind keine Figuren, sondern wirkliche, warm atmende Männer und Frauen, reich an Leidenschaft, reich an adliger Kultur, die blaßblütigen Frauen reich an Träumen und Sehnsucht, Menschen, deren Pulsschlag wir fühlen. Im Mittelpunkt steht ein junger, leichtsinniger, dämonischer Baron, Spieler und Lebemann, — der letzte seines Geschlechts, der letzte eines abendlichen, vergehenden Hauses. Er verlobt sich mit der jungen Baronesse eines Nachbargutes, aber die Braut löst die Verlobung wieder auf, da sie dahinter kommt, daß ihr leichtsinniger Verlobter Beziehungen zu einer jungen, verheirateten Gräfin hat, die auch in der Nähe wohnt. Der junge Baron erschießt den betrogenen Grafen im Duell, dann jagt er sich eine Kugel in die eigene Brust. Die junge Braut bleibt zurück auf dem alten, grauen, monotonen, abendlichen Schlosse ihres Vaters, voll Resignation und Entsagung, — das ist der Schluß. Resignation und Entsagung sind fast immer der Schluß in den Büchern des Grafen Keyserling.

Der Roman ist ein feines und liebenswürdiges Werk. Ein fast greifbarer Duft liegt darüber, ein Duft, gemischt aus Feldblumen und Frühlingsbirken und dem Parfüm, das aus den seidenen Kleidern vornehmer Frauen steigt. Das Buch hat nicht nur intime psychologische Reize, es hat vor allem auch Reize der Landschaft. Keyserling weiß mit knappen, impressionistischen Worten landschaftliche Szenarien zu geben, die mit plastischer Deutlichkeit vor uns hinstreten. In dieser Hinsicht erinnert er an Storm. Er ist ein Stimmungskünstler im besten Sinn. In seinem letzten Buch sind besonders winterliche Stimmungen festgehalten, die man malen könnte. Zumal einige Winternächte sind ihm wundervoll gelungen. Keyserlings Bücher fesseln immer durch einen glücklichen Wechsel von Stimmungen der Landschaft und der Seele.

Wir erhoffen noch manches schöne Buch von ihm. Der sechzigste Geburtstag des verehrten Dichters ist tief umschattet, — er hat seit Jahren das Augenlicht nicht mehr. Die Augenwelt hat keine Farben und keine Spiele des Lichtes mehr für ihn, er hat die Welt ganz in sich hineingesogen, und dort, in seinem geläuterten Innern, sieht er sie um so klarer und weiser, das bezeugen seine Bücher, die immer hellfichtiger und reicher geworden sind.



Ein Kinderleben.

Von Sophie von Adelung.

Auf den fürstlichen Besitzungen derer zu Salm-Reif-Greifenstein krachten immer wieder neue Böller los. Den ganzen Tag dauerte das Schießen fort. Der Schloßgarten war dem Publikum geöffnet, im goldenen Pavillon spielte eine Militärcapelle, und ein Büfett war errichtet, wo jeder-mann freien Zutritt hatte und Punsch, Eis und Kuchen serviert bekam. Der Zutrang war ein unglaublicher: ganz Greifenberg war auf den Füßen und hatte den besten Fest-schmuck angelegt. Ebenso groß war das Gedränge in der Nähe des Schlosses, doch unterhielt man sich hier in ge-

dämpfem Flüstertone, denn vor dem Seitenflügel war Stroh gelegt: dort waren die Gemächer der Fürstin, wo die glückstrahlende Mutter in dem blauweißenen Himmelbett ruhte, den lang ersehnten Stammhalter neben sich in seiner spitzenbehängenen Wiege. Die fünf bereits heranwachsenden Töchter, Theodolinde, Clementine, Huberta, Ermentrude und Agneta, blühende Mädchen im Alter von dreizehn bis achtzehn Jahren umstanden die Wiege und betrachteten mit andachtsvollem Entzücken das neugeborene Wunder.

„O, die feinen Gliederchen!“ rief Clementine; „und die Grübchen an den winzigen Händchen!“

„Es hat blaue Augen,“ bemerkte Theodolinde, die älteste, „blau und tief, wie unser Bergsee. O, wie liebe ich das süße kleine Geschöpf!“

„Wie fromm es sich streckt und dehnt!“ rief Huberta, „als wollte es jetzt schon hinauslaufen und mit uns um die Wette springen!“

„Und ein Mündchen hat es, so weich und süß, wie ein Rosenblatt,“ sagte Ermentrude, indem sie sich beugte, um einen Kuß auf den kleinen offenen Mund zu hauchen.

„Es kommt gerade vom Himmel,“ sagte Agneta, die jüngste mit einem andachtsvollen Schauer; „dort hat es den lieben Gott gesehen,“ und sie faltete die Hände und sah fromm verzückt auf das junge Erdentkind nieder.

Die glückliche Mutter hatte still zugehört. Jetzt zog ein seitlicher Schimmer, halb Wehmut, halb Verklärung, über das schmale Gesicht.

„Hört mich an,“ sagte sie mit ihrer schwachen, vor Bewegung unsicheren Stimme, „gelobt mir, daß, wenn ich nicht leben sollte, um das teure Kind da zu pflegen und zu erziehen, ihr es — an meiner Statt — nach bestem Wissen und Können tun wollt und, so jung ihr auch seid, darüber wachen werdet, daß es vor Schaden an Leib und Seele bewahrt bleibe. Hebt eure Hand auf und gelobt es mir.“ Die Mädchen sahen betroffen auf; der Mutter Stimme klang so seltsam feierlich, fast wurde ihnen hänge dabei.

„Gelobt es mir,“ wiederholte sie dringender. Da erhoben sie zögernd die rechte Hand, und Theodolinde sagte mit bebender Stimme:

„Wir geloben es dir, Mutter. Aber wozu? Du bist ja da und —“

Hier kam die Wartefrau herein und war sehr ungehalten, die fünf Prinzessinnen um die Durchlauchtigste Mutter geschart zu sehen und diese selbst augenscheinlich ermattet und angegriffen.

Acht Tage später, als man den kleinen, langersehnten Ulrich Joachim Wolfgang Dietrich, Prinzen zu Salm-Reif-Greifenstein, feierlich in der Schloßkapelle taufte, stand dicht neben dem Taufbecken ein schwarzbehängener Katafalk, und ein Witwerherz meinte, vor Gram versteinern zu müssen, während sich fünf junge, vor kurzem noch vor Lebensfreude überfließende Wesen zu Tode weinen wollten.

Aber man weint sich nicht so leicht zu Tode, und ein Herz erfarret auch nur selten ganz in dieser Welt, wo Jammer und Freude ihren wechselreichen geheimnisvollen Reigen führen. Eine weiche Stelle war in des trostlosen Mannes Herz geblieben: der kleine Ulrich Joachim Wolfgang Dietrich; und der fünf Schwestern Seelen bemächtigte sich bald nur noch der eine Wunsch: das Gelöbniß, das sie der geliebten Mutter gegeben, treulich zu erfüllen.

Ulrich-Joachim, wie der Kleine fortan gerufen werden sollte, wurde zum Abgott des ganzen Hauses. Lächelte er, so war die Welt voll Sonnenschein, weinte er, so war Regenwetter im Schloß, die Sonne mochte draußen noch so golden scheinen, und alle gingen mit bekümmertem Miene auf den Zehenspitzen umher. Theodolinde und Clementine übernahmen unter der Leitung der Warte- und der Bonne die körperliche Pflege des Kleinen und wußten ihn bald ebenso gut zu wahren und zu baden, wie jene selber. Ermentrude sehnte sich voll Ungeduld nach der Zeit, wo sie den Unterricht beginnen konnte, den sie dem kleinen Bruder erteilen wollte. Huberta, die lebhafteste von den Schwestern, mußte die Aufgabe, ihn in alle Kinderspiele einzuleiten, einstweilen noch verschließen; Agneta aber, die gerade den Einsegnungsunterricht begonnen hatte, erbat sich das Amt aus, „unser Kind“ beten zu lehren. Es war rührend, wie

die fünf jungen, kindlichen Geschöpfe, die ihre Mutter selber noch so nötig gebraucht hätten, bei dem frühverwaisten Kinde Mutter spielten, wie ernst und heilig sie ihre Pflichten nahmen, und wie dies rückwirkend auf ihre ganze Entwicklung einen mächtigen Einfluß gewann. Der Medizinalrat, der täglich ins Schloß kam, konnte seine Bewunderung dem besorgten Vater gegenüber nicht oft genug äußern. „Durchlaucht können sich beglückwünschen: die fünf jungen Mütterlein machen ihre Sache ganz prächtig; Prinzessin Theodolinde fragt mich so klug und sachverständig aus, als habe sie selber schon sieben Kinder gehabt; Prinzessin Ermentrude wird einst die beste Lehrmeisterin für den jungen Prinzen geben, und die drei anderen wetteifern untereinander, um ihn zu bedienen und zu warten. Es geschieht eher ein Zuviel, als ein Zuwenig.“

„Ja, ja, die fünf jungen Mütterlein — und doch fehlt die eine, einzige überall!“ sagte dann der Fürst jedesmal tief seufzend, man wußte nicht so recht, ob zum Medizinalrat, oder zu sich selbst. Er wachte mit der ängstlichsten Sorgfalt über die junge Kinderfnospe.

„Ist denn das Kind auch gesund?“ fragte er den Medizinalrat oftmals. „Ich weiß nicht, es kommt mir garnicht vor, wie andere Kinder. Es schreit so wenig und weint fast nie. Woher kommt das?“

„Es ist ihm eben wohl,“ versetzte der Medizinalrat lachend, indem er die Brille abnahm, um sie zu putzen. „Pudelwohl, das können Durchlaucht mir glauben.“

„Aber es hat gar keine Kinderkrankheiten, wie andere,“ fuhr der Fürst fort; „Schwämmchen, Gichter, Verdauungsstörungen! Alles geht so normal und glatt von statten. Das ist nicht normal!“

Der Medizinalrat lachte herzlich: „Das ist ja gerade das schöne,“ rief er. „Da haben wir es doch einmal: ein richtiges, echtes Exemplar des „homo sapiens“, ohne Schwächen, Fehler und Mängel; ein Kind, etwa so, wie es Eva im Paradiese gehabt haben mag.“

„Eva hat ihre Kinder aber erst nach der Vertreibung aus dem Paradiese bekommen, mein guter Medizinalrat —“

„Eva hätte auch im Paradiese Kinder bekommen — Kinder gehören nun einmal dazu. Also, wenn wir endlich einmal ein solches Exemplar vor Augen haben, wie es alle Kindern von vornweg sein sollten, so muß es „anormal“ sein! Wäre der kleine Prinz ein Tagelöhnerskind, ich gäbe ihm heute noch Knödel und Salat. Aber da er ein fürstliches Kind ist, sage ich: fortfahren, fortfahren! Die Milch aus der Mutterökonomie Ew. Durchlaucht ist vortrefflich, ich habe die Trockenfütterung erst gestern kontrolliert. Alles nach Vorschrift: die Kuh kerngesund. Es könnte nicht besser stehen. Also — mein Kompliment, Durchlaucht, und — ich empfehle mich zu Gnaden.“

Der Fürst reichte ihm die Hand und drückte sie lange. Aber die Sorgenfalte auf seiner Stirne glättete sich nicht, und sein Herz blieb schwer. Nur noch ängstlicher und sorgfältiger überwachte er die Kinderstube des kleinen Ulrich Joachim Wolfgang Dietrich und schärfte seinen Töchtern aufs dringendste die größte Vorsicht ein. Daß auch sie noch halbe Kinder waren, pflege- und liebebedürftig, das fiel ihm nicht ein. Und sie fanden es auch ganz selbstverständlich, daß sich alles im Schlosse nur um den kleinen Bruder drehte, den Erbschatz, den sie von der Mutter bekommen. Kam die unbezwingbare Sehnsucht nach der Entschlafenen über sie, das Heimweh nach der sorglosen, schönen Kinderzeit, dann weinten sie sich aus, eine in der anderen Armen, und sahen sich wieder tapfer lächelnd an. Es galt ja, dem kleinen Ulrich-Joachim stets fröhliche Gesichter zu zeigen, denn wenn er ernste Mienen oder gar Tränen sah, dan verzog sich sein Mündchen, und er machte ein so klägliches, unglückliches Gesicht, als wollte er gleich selber anfangen zu weinen.

Ulrich-Joachim gedieh und wuchs, und immer noch blieb er von jeder Kinderkrankheit verschont, und es war, als sollte auch sein Geist sich so herrlich und gesund entfalten, wie sein Körper. Keine Unarten trübten seinen frohen Kinderhimmel, immer war er voll Leben und Glück. Die ersten Zähnechen kamen und waren da, ehe man es gemerkt. Theodolinde zeigte mit Stolz im ganzen Schlosse ihre winzigen Spuren an ihrem Finger: „Gebissen hat er

mich damit, gebissen, der goldige Schelm!" Ebenso war es mit dem Gehen. Ehe er noch recht herumrutschen gelernt, stand er schon auf zwei strammen, kerngeraden Beinchen, wie sie sich nur je ein fürstliches Kind wünschen konnte, und machte wenige Tage darauf die ersten wackeligen Schrittschritte, von fünf Paar ausgestreckten Armen gehütet, um sich in den Schoß der freudezitternden Clementine zu flüchten. Fast zu Tode geküßt und geliebt wurde der Kleine an diesem Tage. Agneta aber fragte den Herrn Prälaten träumerisch mitten in der Konfirmationsstunde: "Können denn die kleinen Engel im Himmel auch gehen? Ach, nicht wahr, die fliegen doch nicht bloß? Unser Brüderchen hat ja heute seine ersten Schritte gemacht!" Ja, es war wirklich ein Wunderkind, der kleine Ulrich Joachim Dietrich Wolfgang! Und erst, als die kleinen, rosigen Lippen sich zum Sprechen öffneten, da wurden die Schwestern nicht müde, auf das süße Geplauder zu hören. Es klang wie Vogelgezwitscher im Mai, wie das silberhelle Plätschern des Bergbaches, wie das Läuten der Weihnachtsglocken, kurz wie — wie — sie wußten selber nicht, wie. Er hatte es auch so eilig, alles zu erfassen, was die großen blauen Kinderaugen erblickten, und manchmal schien es, als denke er über das Welträtsel nach, so ernsthaft-sinnend war der Ausdruck des rosigen Gesichtchens, der halbgeöffneten Lippen. Für eine jede der Schwestern hatte er sich einen zärtlichen Namen erfunden: Dosa, Kli, Uli, Ermude und Tü-tü. Sich selbst aber nannte er Wanik. Woher er das hatte, wußte niemand, und alles Bemühen, es ihm auszureden, war umsonst: Wanik wollte er heißen, und dabei blieb es. Zuletzt hieß er im ganzen Schlosse so — Wanik, Prinz Wanik, und selbst im Städtchen und in der Umgegend setzte sich dieser Name fort, statt des schönen, wohlklingenden: Ulrich Joachim Wolfgang Dietrich. Er liebte die Schwestern, eine jede wieder anders. Aber Agneta war sein Liebling. Wenn sie des Abends an sein Bettchen kam, dann strahlte sein ganzes Gesicht, und er schlang die Arme um ihren Hals. "Tü-tü," sagte er, so zärtlich er nur konnte, und schmiegte den Kopf mit seinen goldenen Locken an ihre Kinderbrust. Und die arme, mutterlose Agneta faltete Waniks Fingerchen ineinander und sagte ihm das Gebet vor, das sie sich eigens für ihn zurechtgelegt hatte:

Wanik ist klein,
Sein Herz ist rein,
Soll niemand drin wohnen, als Jesus allein.
Segne, o Gott, den Vater mein,
Meine armen, lieben fünf Schwesterlein,
Und laß uns bald bei unserer Mutter im Himmel sein.

Kamen dann die übrigen Schwestern herzu und alle fünf umkrieten sein Lager, daß es ausah wie eine fromme Engelschar, die ihn hütete, so konnte man wohl nicht leicht ein lieblicheres Bild sehen. Und gehütet und bewacht wurde Wanik mit zärtlichster Sorgfalt. Kein Kind hätte es besser haben können. Er schlief von Liebe gebettet ein und wachte von Liebe gebettet wieder auf. Aber all das Verhättseln und Schöntun, Lieblosen und Tändeln vermochte ihn nicht zu verwöhnen. Vielleicht fand er es selbstverständlich, vielleicht auch wußte er es garnicht anders. Er wuchs heran, lieblich und lebenswürdig, und erfüllte des Vaters Herz mit immer stolzerer Freude. Sie waren ihm alle gutgesinnt, dem Kleinen mit den flachs-gelben Locken und dem feinen, vornehmen Gesicht, aus dem die großen blauen Augen so treuherzig herauschauten, alle, bis zum kleinsten Stallburschen herab, der Wanik verstohlen zuwinkte, wenn der kleine Prinz auf dem Arm seiner Bonne oder an der Hand der Schwestern im großen Saal seiner gestickten Kleiderchen an ihm vorüberkam. Wanik beantwortete solche Grüsse gewöhnlich mit einem hellen Jauchzen und damit, daß er beide Nermchen nach dem Burschen ausstreckte. Es war ihm nicht beizubringen, daß man den Stallknechten nur zunicht oder "Guten Tag" sagt. Er liebte alle Welt, und sein Gruf kam ihm geradenwegs aus dem Herzen heraus. Er zeigte sehr frühe Liebe zu Pferden und zu allen ritterlichen Übungen, und mit zwei Jahren schon nahm ihn der Fürst mit sich auf seinen Araber. Die Schwestern umstanden ihn voll Teilnahme und Spannung, ob er nicht Furcht zeigen würde. Aber Wanik sah droben, aufrecht und in die Brust

geworfen, ein echter kleiner Prinz, und sagte nur: "Perd groß — Wanik noch größer." Er zuckte auch mit keiner Wimper, als der Vater einen leichten Trab anschlug: nur seine Wangen färbten sich, und seine Locken wehten im Winde. Tapfeter kleiner Wanik! Nachher aber bestand er darauf, der schönen Nella das Stück Zucker selbst aus der Hand zu geben, und Nella nahm es vorsichtig mit ihren weichen, biegsamen Lippen von der kleinen Handfläche. Der Fürst war entzückt. "Das gibt einmal einen rechten Mann, einen Stammhalter nach meinem Herzen," sagte er zu seinen fünf Töchtern, die alle auf der Rampe versammelt waren, um die beiden zu empfangen. "Fünf Töchter und bloß ein Sohn, aber der eine ist zehn andere wert."

Die Mädchen sahen diese Bevorzugung neidlos und fanden sie selbstverständlich, ohne sich zu fragen, ob das nicht auch anders sein könnte. Von nun an beschäftigte sich der Vater viel mit seinem Sohne. Er ging auf seine kindliche Vorstellungsweise, auf seine winzige Welt ein. Am liebsten war es Wanik, wenn er dem Vater sein Bilderbuch zeigen konnte, das große, mit den Tieren: der Vater wußte soviel und konnte des Kindes Fragen beantworten. Aber alle freilich lange nicht. Manchmal saßen sie beide ratlos vor einem ungelösten Rätsel. Wenn der Fürst sagte, "das weiß ich nicht," wurde Wanik sehr unruhig: eigentlich hätte Papa doch alles wissen sollen. Oft stellte er die sonderbarsten Fragen. Einmal sagte er, nachdem er den Elefanten in seinem Buche lange aufmerksam angeschaut und zärtlich gestreichelt hatte: "Wenn ich nur Reis esse, eine lange, lange Zeit, und nur auf allen Vieren gehe, wird mir dann ein Rüssel wachsen, und kann ich ein Elefant werden?"

Der Fürst wollte rasch ein "nein" erwidern. Aber Wanik sah flehentlich zu ihm auf, seine Augen suchten so bittend die des Vaters, daß dieser nur sagte:

"Das glaube ich kaum; du mußt es eben mal versuchen."

Wanik versuchte es, aber er fiel öfters aus der Rolle. Es war so mühsam, nur auf Händen und Füßen zu gehen, und Apfelsmus und Bisquit schmeckten gar so gut. Aber er kam mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit immer wieder darauf zurück und fragte Clementine, die seine Vertraute in solchen Dingen war, wohl zehnmal des Tages: "Wird meine Nase noch gar kein bißchen lang?"

Einmal brachte er die Seinen in große Verlegenheit, als der Herr Prälat kam, um Besuch zu machen und dem Kleinen die Hand auf den Scheitel legte mit den Worten: "Gott segne Sie, mein lieber Prinz." Da rief Wanik sehr entschieden aus: "Vom lieben Gott weiß Tü-Tü alles viel besser als du!" wonach eine etwas peinliche Pause entstand, die der würdige Herr vergeblich durch Räuspfern zu füllen suchte.

Man erzählte sich eine Menge Anekdoten von dem Kleinen Wanik. Sie grenzten ans Wunderbare und gingen von Mund zu Mund: die Bonnen erzählten sie den Lakaien, diese den Stubenmädchen, und zuhezt wußte sie der ganze Ort. Die alten Erlauchten, Großtante und Großonkel Sondersbühl-Engolsberg waren zu Besuch im Schloß, und Wanik war gelehrt worden, der ehrwürdigen Dame im weißen Haar jeden Abend beim Gutenachtsagen die Hand zu küssen. Das tat er mit lieblichster Ehrerbietung. Nun hatte ihm aber sein Lieblingslakai, Fritsch, den defekten Hampelmann wieder repariert. Der Kleine war so entzückt, seinen lieben "Buzi" wieder geheilt zu sehen, daß er vor der versammelten Familie, die alten Erlauchten mit inbegriffen, Fritsch dafür die Hand küßte, ebenso innig und respektvoll, wie der Erlaucht Großtante. Fritsch war darüber purpurrot geworden, hatte seine Hand schleunigst zurückgezogen und erschreckt gestammelt: "Aber Prinz . . . aber Prinz . . ." doch geschahen war es, und Wanik begriff nicht einmal, was er denn so Schreckliches getan habe, als ihm seine Schwestern darüber Vorstellungen machten.

Er hatte sehr früh angefangen, zu Agnetas kurzen Morgen- und Abendgebeten eigenes aus dem Kleinen Herzen hinzuzufügen, und so sagte er auch einmal nach einem sehr starken Gewitter: "Lieber Guit, tu' das nicht wieder, das mit dem Blitztrach und Rumdum, Wanik mag das nicht!" Und ein anderes Mal, als er ausnahmsweise unartig ge-

wesen, fügte er seinem Gebete reuig und zerknirscht hinzu: „Wanik findet auch, daß er sehr böse gewest ist: gib' mir morgen gar nichts Gutes, lieber Gott!“

Die Mädchen hatten längst die Trauer um ihre Mutter abgelegt: das Leid um sie hatte sich in leise Wehmut verwandelt. Die Jahreszeiten waren gekommen und gegangen: Wanik zählte vier Jahre. Sein Geburtstag wurde zum erstenmal mit Blumen und frohen Spielen gefeiert: bis dahin war er als Trauertag angesehen worden. Aber nun sollte das junge Leben zu seinem Recht gelangen. Die Schwestern in ihren duftigen Sommerkleidern umringten den Kleinen, wie ein Kranz lebendiger Blumen. Sie waren noch alle vollzählig zu Hause, obschon Theodolinde und Clementine trotz ihrer stillen Landabgeschiedenheit bereits mehrere Anträge erhalten hatten. Sie konnten sich nicht entschließen, ihren anvertrauten Schatz zu verlassen; und das Herz hatte bisher wohl auch noch nicht laut genug mitgesprochen. Es blieb ihnen gar nicht viel Zeit, an sich und die eigenen Gefühle zu denken, wenn nur ihr Liebling gedieh und wuchs und stark und groß wurde, dann sonnten sie sich an seinem Sonnenschein, und was ihn freute, war ihre Freude. Agneta war sein Liebling geblieben: sie konnte ihn durch ein Wort, einen Blick leiten, und ihr öffnete er sein ganzes kleines Herz mit all seinen Freuden und Leiden. (Schluß folgt.)



Mein Konzentrationslager.

Von Dr. Joachim von Bülow.

Der Krieg war erst ein paar Wochen im Gange, als ich eines Morgens mit der angenehmen Tatsache überrascht wurde, daß sich in meinem Hause elf Engländer aufhielten, fünf Männlein und sechs Weiblein. Einzelne Engländer erschienen mir mit der mißlichen Unbefangenheit, zu der ich mich bis zum August 1914, wie so viele andere, bekannt hatte, durchaus erträglich, aber in Scharen, und hier noch dazu elf gegen einen, empfand ich sie, ganz abgesehen von der Niedertracht der englischen Regierung, als eine wahre Last.

Der Krieg verrobt, und so schien es mir eine erfreuliche Lösung, daß der eine Engländer gleich mit Tod abging. Was soll man sich mit Engländern lange aufhalten, noch dazu mit einem toten? Ich scharfte ihn in einer Ecke meines Gartens ein.

Dann befahl ich mir die Geschichte mit der dem guten Vauvater geziemenden Ruhe. Ich überschlug meine Finanzen und die unter den obwaltenden Umständen wahrscheinliche Nahrungsmittelzufuhr und beschloß kaltblütig den Tod weiterer vier Briten. Wir leben zwar in einem Staate mit glänzenden Moral- und Rechtsanschauungen, aber dennoch wurde es mir anaesichts der Zeiten-Not nicht schwer, einen Mordmörder zu finden, der die vier Todesandidaten schnell und schmerzlos mit Strichmün oder sonst einer freundlichen Mischung gegen den Sündenlohn von einer Mark ins Jenseits beförderte.

Für die anderen verbleibenden sechs ließ ich ein Konzentrationslager einrichten, das sorgfältig mit Stacheldraht und Gitterwerk abgegrenzt wurde, damit sie nicht entfliehen und Unheil stiften könnten. Aus alten Brettern wurde eine Baracke angebaut, und als Lager erhielten sie Stroh, aber sauberes, das in der mir nun einmal innewohnenden Menschlichkeit sogar gewechselt wurde.

Die Aufsicht übernahm die älteste der Gefangenen, die auch für die Ernährung zu sorgen hatte. Man wird es vielleicht mißbilligen, aber es war nicht zu ändern, die Nahrung bestand hauptsächlich in frischer Milch.

Dem die Aufseherin und Ernährerin der Engländer war auch zugleich deren Mutter. Eigentlich konnten weder sie noch ihre Kinder etwas dafür, daß sie dem verhaßten Britenvolk angehören, aber mitgefangen, mitgefangen. Die Voreltern waren vor nicht allzu langer Zeit aus Nordale in Schottland eingewandert, und mit der den Einaborenen jenes Inselreiches angeborenen Frechheit lebten sie in Deutschland, ohne sich neutralisieren zu lassen. Obgleich sie den Namen verdeutlicht hatten, sie nannten sich — und da ist auch noch die Verechtigung erst nachzuweisen, wieso! — von der Nikolsburg, hatten sie für ihre Vornamen doch die altenglischen Formen behalten, und Kitto oder Missi rühmten sich stolz ihrer albionischen Vergangenheit.

Die mit mir schon lange bekannte Stammutter der Engländer aus Nordale hatte allerdings auf dringendes Verlangen den Namen Töne angenommen, aber da man im Dersien nicht lesen kann, so weiß ich nicht, wie weit sie sich in ihrer Gesinnung germanisiert hatte. Jedenfalls war sie oft widerspenstig und mußte in Ketten gelegt werden, ja, zur Peitsche mußte ich oft greifen, um sie zur Reason zu bringen.

Aus alledem werden die Engländer sehen, daß wir ihre barbarische Art, Gefangene zu behandeln, auch anwenden können, wenn es nötig ist. Aber niemand wird nach vorstehendem glauben, daß die genannten Kinder Albions eine andere als hündische Behandlung verdient hätten.

Man meine nicht, daß Engländer auch nur halb so sauber sind wie ihr Ruf. Das Insektenpulver wurde bald notwendiger Requisite des Lagers. Gegen die erforderlichen Bäder sträubten sie sich mit Kraben, Schreien und Beissen, und ihre Unerzogenheit bei der Nahrungsaufnahme hätte Lord Chesterfield im Grabe erröten machen können. Ja, als sie ankamen, sich an die für Gefangene sehr dienlichen Haferflocken zu gewöhnen, mußte ich sie getrennt zu Tische gehen lassen, da die Stärkeren die Schwächeren rücksichtslos bei Seite schoben und ihnen die besten Bissen aus Gier, die schlechteren aus Neid fortnahmen. Gerade so sollen sie in Frankreich in den Schützengräben es machen.

Wirklich, sie wurden mir zur Last, aber noch einmal wollte ich nicht zum Meuchelmorde schreiten, man tut solches nicht gerne im Rückfall, und so beschloß ich, mich auf andere Weise ihrer zu entledigen. Einen besonders wohlgenährten Jüngling konnte ich leicht verkaufen. Was damit geschehen würde, gina mich nichts an. Sein Leibesumfang verbieth aber für die Zeiten kommender Not eine gute Pledge de resistance. Zwei weitere verschenkte ich einfach. Es gibt noch immer Anglophilen bei uns, die Engländer geschenkt nehmen.

Die Mutter bebieth ich, damit sie mir bei der Erziehung der Söhne hilft. Sie bekamen ehrlich deutsche Namen: Vauschan und Krißchan, und wenn ihre Erzeugerin nur mit dem Worte „Down“ zur letzten Folgsamkeit zu zwingen war, in den Jungen soll der kleinste Rest Engländererei erstickt werden.

Sobald es ihr Alter und Verstand erlaubt, werden sie dem Heere eingereiht und hoffentlich als tüchtige Sanitätsbunde ihre schimpfliche Abstammung vergessen machen.



Das alte gnä' Fräun.

Von Hanns Gisbert.

Von Rechts wegen müßten dem alten Fräulein, von den Armhäuslern und ihren sonstigen Schützlingen, die sie an allen Ecken und Enden der Stadt sitzen hat, nicht nur Broneß oder gnä' Fräun genannt, auf dem von der Last der Jahre und der Schicksale gerundeten Rücken ein paar silberweiß schimmernde Engelsfittiche wachsen, denn das Herz, das den verkrümmerten achtzigjährigen Körper noch tapfer aufrecht hält und sich in Mühe und Arbeit um unzählige Weiblein und Waislein sorgt, ist so rührend und gut und opferfreudig, daß bei dem Vergleich die Englein droben im Himmel schamrot ihr Haupt verhüllen müßten.

Und das Neuzere des alten gnä' Fräuns?

Es gibt noch ein paar ganz alte Heren in der Stadt, mit schlohweißen Haaren und gichtbrüchigen Gliedern, wenn die auf die Zeit zu sprechen kommen, da Theodora von Wettin jung gewesen, dann glättet eine weiche Hand die Runen um Mund und Augen, und die verwitterten Gesichtstrahlen in jugendlichem Feuer auf. Theodora von Wettin? Das war ein Mädlein, wie es der liebe Gott einmal in Sonntagslaupe erschaffte. Ein Profil wie von Elfenbein, Augen wie ein scheues Reh und Lippen so purpurn wie die reifen Früchte der Heckenrose. Der treueste Kamerad, die kühnste Reiterin und die graziöseste Tänzerin, wenn sie auch den rechten Fuß im Gehen ein klein wenig nachzog. Lieblich wie ein Maientag, und frisch wie eine Rosenknospe, das war das Fräulein von Wettin, ehe der Frühlingssrost alle Blüten ihres Lenzes knickte — für immer knickte.

Aber das ist lange, langer her . . .

Ihr Herz, das nicht dem einen gehören durfte, wandte sich da der ganzen Menschheit zu. Da sie nicht um eigene Kinder sorgen durfte, nahm sie unzählige Kinder in ihren

Schutz, die im Schatten geboren, und sorgte, daß die Strahlen der Sonne und des Lichtes auch in ihren Tag fielen. Und mühte sich so um die Notleidenden und Verwaisten, daß ihr keine Muße blieb, sich über das eigene Schicksal zu grämen und daß die Stunden ihres Lebens verrannen, ohne daß sie dessen achtete. So kam es, daß das Herz, das seinem leidenschaftlichen Schlage nicht hatte folgen dürfen und sich nur in Mitleidsliebe ausgegeben hatte, so jung geblieben war, wie es göttig ist und daß das alte gnä' Fräun, trotz den langen Dezennien, die ihre Gestalt gekrümmt und ihr Haar gebleicht, innerlich ein junger Mensch ist.

Fremde fürchten sich vor der grotesk anmutenden Erscheinung. Eine pelerinenartige Kleidergarnierung verhüllte die Angestalt ihres Körpers, ihre Hand stützt sich schwer auf den Krückstoch, das brünette Antlitz ist gelb, und das gemeißelte Profil scharf und hager geworden. Ernst und forschend sehen die leicht hervortretenden Augen — die Augen des Vaters, der in den Freiheitskriegen ein kühner Reitergeneral gewesen — auf den Bittsteller, und die Kommandostimme des seligen Generals erkundigt sich nach dem Wie und Woher?

Unwürdigen fällt der Klang dieser Stimme auf die Nerven, und alle ihre Sünden steigen vor ihnen auf, obwohl die strengen Augen nur Mitleid blicken, die rauhe Stimme nur von Hilfe und Güte zu sagen weiß. Vielleicht hat die Natur in ausgleichender Gerechtigkeit dem abschreckenden Neußern das göttige Herz zugesellt, hat dem weichen Herz zur Notwehr die barsche Stimme und die forschenden Augen gegeben, damit das gnä' Fräun nicht zu oft das Opfer ihres Vertrauens und ihrer Hilfsbereitschaft werde. Ihre Helferinnen in der Fürsorge für die Enterbten des Geschlechtes zürnen zuweilen mit ihr, weil sie nur die Not, nie die Schuld sieht, weil sie gibt, ohne zu fragen, wieviel schon gegeben worden ist, weil sie Leichtsin und Faulheit unterstützt. Dann schweigt sie beschämt, nicht auf lange. Ihr Herz hat das „Nein“ sagen nicht gelernt.

Der Bettler, der um den warmen Rock bittet, erhält auch ein paar heile Schuhe; die Arbeiterin, die um Mittagstisch anfragt, Kleidung für sich und die Kinder. Die Witwen, die sich in ihren Schutz gestellt haben, können aufatmen, die wasserlosen Kinder haben eine Beschützerin, die ihre Zukunft treulich in die Hand nimmt. Helfen und geben ist der Lebensinhalt des „alten gnä' Fräun“; daß dabei nicht zu viel für ihre Persönlichkeit übrig bleibt, ist begreiflich. Ihr ewiges schwarzes Gewand ist grünlich von Wind und Wetter, der Hut hat die Form verloren; im Munde halten nur noch ein paar Zähne Wacht. Für den Arzt hat sie weder Zeit noch Geld. Wie die Hege im Märchen humpelt sie unter ihren Schützlingen einher, von den Blinden zu den Kranken, von den Armen im Geiste zu den Kindern, am liebsten zu den Kindern. Die Kinder, die sonst einen so scharfen Blick für Neußerlichkeiten, für ein Abweichen von der Regel haben, sehen das Absonderliche im Neußern des alten gnä' Fräuns nicht; sie empfinden nur instinktiv ihre Güte, ihre seltene unausschöpfbare Güte. Sie laufen ihr auf der Straße nach, fassen ihr Kleid an, langen nach ihrer Hand. Die Kleinen auf der Mutter Arm reden schon die Händchen nach ihr aus, wenn sie die harte Stimme hören. Und immer hat sie etwas für ihre Lieblinge, denen sie über Haar und Antlitz streicht, denen sie Märchen erzählt, und die sie herumträgt und in den Schummer wiegt. Dann ist das alte Fräulein ganz Mutter.

Den Kindern gehört ihr Herz. Und den Kriegern. Der Anblick der vielen Verwundeten solstert ihre Kinderseele. Sie möchte die Schätze des Orients haben, um geben, lindern zu können; und ihre ansehnliche Rente reicht nicht weit genug. An ihrem Krückstoch humpelt sie zu den Häusern der Reichen und bittet und bittet: „Gebt doch, Kinder, gebt! Der Junge hat Arm und Hand fürs Vaterland gegeben; der Mann ist arbeitsunfähig; jetzt braucht er Hilfe, jetzt! Später muß das Vaterland sich ihm dankbar erzeigen, jetzt müssen wir helfen, wir, die wir geschützt daheim leben, wie im tiefsten Frieden.“ Schlecht paßt ihr preussischer Dialekt zu dem breiten Süddeutsch der kleinen Stadt; aber alle verstehen gnä' Fräun, die Gefunden und die Verwundeten.

Wohin sie kommt, ist Freude, ist Hoffnung. Den Kleinmütigen bringt sie Trost, Zuversicht. „Deutschland siegt! Anderes gibt's nicht. Und wenn die ganze Welt gegen uns aufsteht. Dafür sorgen unsere braven Jungens!“

Die Soldatentochter ist in ihr aufgewacht. Starkmütig tröstet sie die Schwergeschlagenen, die Verwitweten, die Verwaisten, die Kinderlos gewordenen. „Fürs Vaterland! Für Deutschland.“ Die dunkelblauen, etwas hervortretenden Augen strahlen und gemahnen mit dem scharfen Profil, der geneigten Rückenlinie an den großen Schlachtenlenker, der einen gewaltigen Baustein zu Deutschlands Macht und Größe gelegt, dessen Sorgen und Kämpfen wir Heutigen jetzt würdigen lernen, an den alten Fritz.

Sie sorgt sich in ihrer Art um Deutschlands Wohl. Wenn sie fortzieht, eine wohlgefüllte Zigarrenkiste unter dem Arm, Schuhe und Stiefel in der Hand, noch in der Rechten mit dem Krückstoch ein Paket mit Schokolade oder sonstigem Erfreulichen hängend, umringen sie die Soldaten, wie die Kinder. „Gnä' Fräun, gnä' Fräun.“

Manchmal irrt sich auch der eine oder der andere in der Hitze des Gefechts. „I mach mei Dank, Mutter!“

Und dann strahlt das alte gnä' Fräun über das ganze Gesicht.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Die Witwe.

Sie trägt ihr dunkles Ehrenkleid
Und blickt ins blasse Abendrot;
Sie trägt ihr schneues, schweres Leid
Um eines jungen Helden Tod.
Wo fern das letzte Leuchten stirbt,
Hat ihm der Sieg den Tod gebracht.
Sie weint. Und eine Grille zirpt
Wie damals in der Wundernacht —
Als sie in seinen Armen lag
Und ihres Ragdiums kühler Stolz
Bei Grillensang und Amfellschlag
In ihres Blutes Glutten schmolz —
Durch ihren Leib ein Schauer rinnt . . .
Ob schmerzhaft auch die Wunde klappt:
In ihrem Schoße wächst kein Kind
Und einer deutschen Mutter Kraft.

(Karl Berner im „Zürner“.)

... er blüht wie eine Blume auf dem Felde . . .

Ich sah sie heute vor dem niedrigen schwärzlichen Bahnhof von Esenstochau stehen, die Hunderte von jungen, frischen Kameraden. „Freiwillige aus Halle,“ erzählte mir der Posten, der dort mit langsamem Schritt auf und ab ging. Sie warfen neugierige Blicke auf das bunte Strahlenleben in der ersten feindlichen Stadt, die sie sahen. Sie lächelten über das Gelsgefährt, das gerade vorüberkam, über den altersarauen Langoß und das dicke weiße Schaf, das wie ein Hund tagaus tagein neben ihm hertrabte. Sie kauften Karten von den armen zerlumpten Kindern, schlechte Ansichtskarten von Jasnagora mit dem hohen weißen Turm. Sie nahmen sich für einen Groschen eine Medaille mit von der schwarzen Mutter Gottes. Sie kamen aus der Heimat, die jungen, blühenden Menschenkinder im Feldgrau. Man sah's an ihrem glänzenden, begeisterten Auge, man sah's an den Frühlingsblumen, die sie alle an den Helmspitzen trugen. Sogar die Gewehrpyramiden dort vor dem rauchumzogenen Bahnhof waren mit Schneeglöckchen geschmückt, mit deutschen Schneeglöckchen. Deutsche Mädchen hatten sie den Ausziehenden geschenkt. Wolltet ihr mit Blumen die blanken Mündungen der Gewehre verdecken, die morgen vielleicht schon Verderben bringen werden, wolltet ihr das Grausige mildern? Oder wolltet ihr ihn bekränzen, den blanken Stahl, der hier

Siege feiern soll im Feindesland? Ich mußte weiter — zu schwerkranken Kameraden im Seuchenlazarett. Ich vergah die jungen Gesichter der Freiwilligen. Als ich heimkehrte — wieder am Bahnhof vorbei —, da klangen abgerissene Töne an mein Ohr durch all den Lärm ... daß sich unsere alte Kraft erprobt ... hastet aus im Sturmgebraus, hastet aus." Immer leiser klang's, immer ferner. Die jungen Hallenser sangen's, die zum Bahnhof hinausführen nach einer Stunde der Rast — weiter vor den Feind. Die Gewehrpyramiden waren verschwunden, der große Platz leer und einsam — nur — nur ein paar Schneeglöckchen lagen noch auf dem Pflaster hier und dort verstreut — verwelkt — von hartem Fuß zertreten. Und ich mußte an die niedrigen Erdhügel denken, nicht weit von hier — dort in der Richtung, wo ihr hinfahrt, liebe Hallenser, an die niedrigen Hügel mit den Birkenkreuzen. Heidekränze hängen dran, die Helme stehen auf den Gräbern statt der Schneeglöckchen, und junge deutsche Kameraden ruhen dort! Und leise klang das alte Psalmwort in meiner Seele nach im Weitergehen: „Der Mensch blühet wie eine Blume auf dem Felde“ — so schön — so strahlend — so kurz! Die verwelkten Frühlingssblumen auf dem Steinpflaster vor dem Bahnhof haben mir's angetan!

(Zagl. Rundschau.)

Ein Geschichtchen aus unseren Tagen.

Frau Henriette bewohnt das Hochparterre eines raffiniert ausgestatteten modernen Hauses in der Solitudestraße mit extra großem Empfangsalon, Loggia, Terrasse, Etagenheizung und dergleichen Komfort, in die sie famos hineinpakt, denn sie ist eine eminent elegante Erscheinung. Sie stand vor ihrem Toiletentisch und kontrollierte, ob die Friseurin ihr Haar nicht zu sehr toupiert hatte, das nach dem Waschen mit Marie-An-toinette-Shampoo ohnehin strabelte. Ein wenig Seife ver-besserte es.

Nun klingelte sie. „Babette,“ sagte sie zum eintretenden Mädchen, „lasse die Jalousien und Rouleaux herab und zünde den Kister an. Warum fixierst du mich so? Ist etwas an meiner Toilette nicht in Ordnung? Gut. Dann bringe mir den Cover-coatpaletot und den Besourhut mit der Kreuze, ich muß noch einige Kommissionen machen. Wart' einen Moment. Meine Bonbonniere mit dem Cachour brauche ich auch; sie wird auf dem Büfett oder Serviertisch liegen, und meine Visitenkarten in dem fraisefarbenen Karton; ebenso meine Porzette in dem cuivre-rot auf der kleinen Etage, mein Portemonnaie und meine cremefarbenen Glacéhandschuhe. — Dann telepho-niere ins Restaurant „Piladillo“, daß wir heut' abend 1/29 Uhr ein kleines souper à part einnehmen wollen, sieben Luveris à 3 M. Wir müssen uns nämlich bei meiner Kusine — sie ko-lettiert leider gern ein wenig — und einigen Ingenieuren und Privatiers revanchieren. Wir wollen Bouillon, Vol au vent, Beaufiteats — aber daß der Küchenchef diese sicher vom Filet nimmt! — und Omelettes aux confitures. Champagner soll er gut frapieren und den Tisch hübsch arrangieren. Menükarten sind nicht nötig. Dann telephoniere an die Konzertagentur um zwei Billets ins Abonnementskonzert, natürlich reservierter Platz. Sieh' auch nach, ob mein Colliennekleid in Ordnung ist und das Spitzenjabot noch rein. Ach, Pardon, hab' ich dir weh getan?“

Horch! Da höre ich meinen Mann im Korridor. „Grüß Gott! Wie? Nur en passant kommst du herein? Du bist ja ganz echauffiert. Ach so! Du willst rasch mit deinem Kompagnon in die Autogarage vis-à-vis, um einen Chauffeur zu engagieren? Habt ihr auch schon anonciert? Aber nehmt nur auch einen präsentablen, geht. Und die Korrespondenz bringst du auch mit? Wie? Eine Einladung zum Deutschen Bund? Scheint auch gegen die Fremdwörter? Du, das gefällt mir kolossal! Ich kann es absolut nicht ausstehen, wenn in Conversation und Annoncen so viele Fremdwörter gebraucht werden.

Was du heut' abend anziehen sollst? Nein, nicht smoking, sondern deinen cout-arvau; darin bist du der gent, wie er im Buche steht.

Was sagst du? Ich brauche viele Fremdwörter? Keine Idee!

Ach! geh', so kompromi ... still, ich korrigiere mich ja schon.

Ach! Daß mir das schon wieder passieren muß — das ge-niert — o.ich alterier — nein, nun will ich mich aber in scharfe Kontrolle nehmen.

Da so, du presierst?

Also Adieu!

(Ende. 31.)

Landsturm-Brümmigkeit.

Der Abend war auf dem Gutshof zu Parutowo an der ruf-sischen Grenze hereingebrochen. In den Stallungen zwischen den Kühen und Pferden bewegten sich westfälische und rheinische Land-sturmleute, die dort auf einige Wochen untergebracht waren. Auf

Strohblündern sitzend oder liegend waren sie mit dem Ordnen ihrer Sachen beschäftigt. Andere standen erzählend, scherzend in Gruppen zusammen. Eine Gruppe beginnt, Lieder zu singen; und schnell fallen andere ein, bis bald die ganze Mannschaft des Pferdestalls die alten deutschen Lieder von Heimat und Liebe mitstimmt. Einer, ein eifriger Sozialdemokrat im Zivilleben, sagt: „Laßt uns doch mal die Nacht am Rhein singen, daß die Polen hier merken, daß wir echte Deutsche sind.“ Auch das wird gesungen, wie manches andere, lange vergessene gute deutsche Lied. Während dann manche ihr Strohlager für die Nacht sich zurechtmachen, hält einer aus dem Rheinland komische Vorträge; ebenso wird einer aus Westfalen dazu gedrängt. Es ist nicht alles gut, was da geboten wird, weder nach Form noch nach Inhalt. Fast scheint es, als wollte die Stimmung sich ver-flachen; denn auch der Landsturmmann ist nicht immer fromm. Auch hier gibt es schwache Elemente, wenngleich sie nicht ton-angebend werden. Schon haben darüber viele sich zur Ruhe ge-legt. Das elektrische Licht beleuchtet das ganze Lager, welches sich in der Mitte zwischen den beiden langen Reihen von Pferden weit ausdehnt. Da sagt einer, die frühere Stimmung wieder aufnehmend, „wir wollten ja noch den Zapfenstreich singen!“ Einer stimmt die Weise an, und nun bringt es aus allen Sol-datenkehlen feierlich und voll: „Ich bete an die Macht der Liebe“ in die Nacht hinaus. Die folgenden Strophen werden von einem, der sein Liederbuch zur Hand genommen hat, langsam und deutlich vorgelesen; denn viele sagten: „Das ist ein schönes Lied, das wollen wir weiter singen.“ Ein anderer ruft: „Dat het wi ja in de Schause lärt, dat könne wi ja!“ So werden alle Strophen gesungen. Dann spricht der, welcher eben noch komische Vorträge hielt, ein paar ernste gute Worte der Er-innerung an die Frau und die Kinder, die wir alle dabei haben. Wir rufen uns gute Nacht zu, und stille wird es rings-um. Nur das Fressen und Kettenklirren der Pferde, die an den Seiten an ihren Trögen stehen, ist zu hören. Gott selbst acht durch den Raum, der im Augenblick eine Feierlichkeit erhalten hat, wie eine romanische Kirche. Katholiken und Protestanten, Liberale und Positive und Gemeinschaftsleute haben eine Stunde gemeinsamer Andacht gehabt. Es ist, wie wenn der Sonntag kommt nach grauen Tagen des Müdens und Arbeitens, wie Glockenklang in der Heimat am Samstag abend. Ja, der Krieg schafft einen neuen Zusammenhalt, reißt trennende Wände nieder und verbindet, was deutsch und fromm sein will.

(Christliche Freiheit.)



Luftige Ecke.

„In meinen jungen Tagen,“ sagte der neuseeländische Häh-ling, der auf den Kriegsschauplatz geeilt war, um unter Eng-lands Banner für die höchsten Kulturgüter zu kämpfen, „glaubte jeder, daß ein Mann, der im Kampfe fiel, einen Pah für den Himmel habe.“ — „Und ist das nicht mehr so?“ — „Anscheinend nicht. Ich sehe hier manchen, der sich hinter allem möglichen vertriebt und erstklassige Chancen, erschossen zu werden, un-benutzt läßt.“

Ein englischer General, der die Front abtritt, sah einen Ir-länder, dessen Pferd sehr aufgeregt war und wild ausschlug. Schließlich verfiel sich gar kein Fuß im Steigbügel, worauf der Ir-länder den Gaul ansprach: „Nun gut, wenn du aufsitzen willst, dann werde ich abhaken!“

„Ach, mein Freund!“ seufzte der alte Geizhals, der auf dem Sterbebette lag, „ich bin im Beariff, mich auf eine lange, lange Reise zu begeben.“ — „Nacht nichts,“ antwortete sein Freund, der ihn genau kannte, „der Weg geht immer bergab.“

„Wie geht's denn deinem Bruder, Hans?“ — „Der liegt krank zu Bett, Fräulein. Er hat sich weh getan.“ — „Wie hat er denn das gemacht?“ — „Wir spielten, wer sich am weitesten zum Fenster hinauslehnen könnte, und er gewann.“

Mama (beim Zubettgehen): „Nun, hast du dem lieben Gott gesagt, wie unartig du gewesen bist?“ — Fräulein: „Nein, ich schämte mich. Ich dachte, ich wäre besser, wenn es nicht außer-halb der Familie bekannt würde.“

„Ich meine gehört zu haben, daß du ein neues Leben ange-fangen hättest und sogar deine Feinde lieben wolltest, aber es scheint mir, daß du keinen liebst als dich selbst.“ — „Gewiß, ich selbst bin mein ärgster Feind.“

Sie: „Wie reizend Fräulein Dickerle tanzt! Manchmal scheint sie kaum den Boden zu berühren.“ — Er (dessen Bühnen-auge noch von der letzten Volka mit ihr schmerzen): „Das stimmt!“